

---

**Pressezentrum**

---

Sperrfrist:	09.06.2007; 15:00 Uhr
Programmbereich:	Themenbereich 2: Gemeinschaft
Veranstaltung:	Forum Familie, Geschlechter, Lebensformen: Zeit, dass sich was dreht
Referent/in:	Haug, Prof. Dr. Frigga
Ort:	Halle 10.2.3, Messegelände
Programm Seite:	122
	Dokument: FGL_2_1369

---

**Tagträume – Alpträume? Zukunftserwartungen von Jugendlichen**

12 Thesen

Was wollen wir in der Welt? Wer sind wir und wohin gehen wir? Ernst Bloch denkt, Zukunftshoffnungen seien „Bilder voll Leben und dadurch auch möglichem Streben nach vorwärts“. Solche poetische Annahme bestimmte die Studie „Sternschnuppen“ über fast 500 Schulaufsätze aus allen Schultypen, 30 Klassen von Jugendlichen von 11–19, aus Deutschland und Österreich. Das Resultat ist in erster Linie beunruhigend und zeigt, dass wir über die Jugend und ihre Beweggründe in der Welt zu wenig wissen.

1. Alpträume

Bedrückend ist: es gibt auch Hoffnungslosigkeit, Verzweiflung, Zukunftsangst. Ein Junge begeht in seiner Zukunftsvision Selbstmord, indem er das Auto gegen eine Wand fährt, ein Mädchen, indem sie Schlaftabletten nimmt und sterben muss, weil der Mann nicht rechtzeitig kommt wie immer; ein anderes Mädchen schreibt: „Genau genommen endet das Leben mit 20. Man kommt ins Berufsleben, es ist aus mit den Feten am Wochenenden, keine ständig wechselnden Freunde, kein Spaß, es ist nur noch Stress. Man verliert nach einer Weile seine Freunde aus dem Blickfeld und irgendwann ist man alleine. Also, warum sollte man mit 14 an die Zukunft denken?“ Ein weiterer Junge: „Ich bin Programmierer, habe einen Job, aber Angst, ihn zu verlieren; ich wollte eine Familie, habe es aber mit 34 Jahren noch nicht geschafft. Ich wollte ein Abitur, blieb aber sitzen, so konnte ich nicht studieren. Ich wollte schon ab meinem vierten Lebensjahr etwas mit Computerspielen machen, aber jetzt gibt es nur Unsicherheit. Ich kann gut Skaten und hatte gehofft, als Skater gesponsort zu werden. Jetzt bin ich zu alt.“ So hat ihn das Leben vergessen oder er hat es verpasst.

– Diese Absagen an das Leben, von dem man nichts erwartet als Schrecken und an das man daher auch nicht denken mag, aus dem man also keinesfalls Kraft zieht, ist eigenartig geschlechtsspezifisch: Trotz aller Beteuerungen, dass Mädchen heute nicht mehr wie noch vor 30, 40 oder mehr Jahren den Schwerpunkt ihrer Weltorientierung anders setzen als Jungen, also geschlechtsspezifisch auch anders lernen, begegnet ein ähnliches Muster je verschieden hier im Negativen, also in der Absage an Zukunft ebenso wie in den vielen Glück verheißenden positiven Visionen. Nämlich: Mädchen zentrieren sich um ihre Körper, ihre Schönheit, ihr Aussehen, ihr Vergnügen beim Schwimmen, im Urlaub, beim Essen, beim

umsorgt werden. Jungen setzen weit eher auf Karriere, auf Welt im Großen, viel Geld (einer wird so viel haben, dass die Zahl der Nullen mehrere Zeilen umfasst). – wo sie zwar scheitern können – und diese Perspektive, nicht anzukommen, ist nach meiner Erfahrung zwar gekannt aus Zeiten des Faschismus und auch im ersten Weltkrieg, für uns nach dem zweiten Weltkrieg Sozialisierten heute jedoch neu.

## 2. Glück

Zwar malen die meisten rosige Bilder von „Glück“, das sie sich vorstellen wie einen Reisesprospekt oder auch eine Werbesendung im Fernsehen: Sonnenschein, Palmen, Meer, ewige Ferien, womöglich im Ausland. Dabei zeigt sich Glück vornehmlich bei den Schülerinnen aus Gymnasien als Besitz von Haus, Swimmingpool, Garten, Mann, Kindern und Hund und recht viel Konsum, bei den Jungen ebenfalls aus den Gymnasien als Erfolg in der Arbeit, der so groß ist, dass die Arbeit selbst darin verschwindet, von anderen – z.B. Sekretärinnen erledigt werden kann.

## 3. Opfer sein oder das Leben gestalten

Problematischer noch als die Existenz von schwarzen Utopien, von Bedrängnis und Angst scheint die fast vollständige Abwesenheit eigener Gestaltung von Leben. Während wir uns vielleicht erinnern können an Träume, jemand wie Robin Hood zu sein oder Jeanne d`Arc, auszuziehen und für Gerechtigkeit zu sorgen, den Reichen etwas nehmen und es an die Armen verteilen, auszuziehen, um die Welt zu verändern, mutig und kühn, dass sie gut sei – ist das Hervorstechende an so gut wie allen Aufsätzen, dass die Schreibenden darin ganz passiv sind. Sie gestalten ihr Leben nicht selbst; es stößt ihnen zu, ist ein Schicksal, in das sie zufällig geworfen sind. Auch das Glück, das sie erhoffen, fällt ihnen in den Schoß. Sie müssen nur abwarten, dann geschieht es wie bei Dornröschen oder anderen Märchen, in denen ein Prinz zur Erlösung kommt. Leben und Zukunft scheinen von einem selbst nicht beeinflussbar.

## 4. Zur Bedeutung von Imaginationsarbeit

Wieso ist es überhaupt wichtig, Zukunft zu träumen? Zukunftshoffnung und Angst vor Zukunft bestimmen, wie man mit sich umgeht, wie man sich in die Welt wagt. Nennen wir den Bereich, in dem Bilder von Zukunft ausgemalt werden, das Imaginäre. Die Studie um die Zukunftserwartungen versteht sich als Aufruf, Imaginationsarbeit zu treiben, als Aufgabe, zu begreifen, dass die nachwachsende Generation in dieser Gesellschaft das Träumen, das Hoffen, das sich selbst Einsetzen für das eigene Leben, neu lernen muss.

## 5. Die „alte“ Studie

Die Sternschnuppen-Studie ist eine „follow-up“-Untersuchung zu einer anderen, die 25 Jahre früher geschah. Da schreiben 11–15jährige (in nur 3 Klassen) zu „einem Tag in meinem Leben in 20 Jahren“. Die Hauptlinien damals waren, grob zusammengefasst, besonders auffällig in ihrer Geschlechterdifferenz: während Mädchen sich mit 2 Kindern – Junge und Mädchen –, Mann und eigenem Haus, Garten und Hund träumten, zogen die Jungen hinaus, steuerten Raumschiffe, wurden Fernfahrer, erkundeten jedenfalls Welt, keiner hatte Frau und Kinder, Haus und Graten, nur einmal wurde eine Frau erwähnt, die dem Raumfahrer einen Pudding kocht, bevor er loszieht.

## 6. Familie, Hausfrauen und Kinder.

In der neuen Studie sind einige Geschlechterdifferenzen ausgeglichen. Aber die Mädchen haben nicht die Abenteuerlust der Jungen ergriffen, sondern umgekehrt denken sich jetzt die Jungen auch mit Familie mit zwei Kindern (fast immer wird erwähnt, dass es ein Junge und

ein Mädchen sind). Selten kommt eine Ehe ohne Kind vor; es gibt einige alleinerziehende Mütter, wenige alleinerziehende Väter. Einige der Mädchen leben mit dem Vater ihrer Kinder unverheiratet zusammen und nennen ihn Freund, weil „die Heirat Streit bedeutet“ oder sie ganz einfach so gegen Heiraten sind. Die Mehrheits-Perspektive ist die Kleinfamilie, das verheiratete Paar mit zwei Kindern. Sie ist es so sehr, dass ihre Schilderung bei vielen den größten Raum einnimmt, wodurch das Arbeitsleben kurz gerät, abstrakt zu Stunden wird, in denen man nicht zuhause ist. Familie ist so unbezweifelt und unhinterfragt, dass auch die Anwesenheit von zwei Kindern die natürlichste Sache der Welt zu sein scheint.

Ein Junge: „Natürlich möchte ich verheiratet sein und zwei Kinder haben, aber das kommt von ganz allein.“ – Ein anderer: „Ich führe ein ganz normales Leben, wache auf, sehe, dass es spät ist, wecke die beiden Kinder (Sohn zehn Jahre, Tochter sieben Jahre), mache das Frühstück, nach 15 Minuten fahre ich die Kinder zur Schule. Meine Frau, eine Anwältin, holt sie von der Schule.“

In ca. einem Drittel der Texte wird von beiden Geschlechtern extra erwähnt, dass die Hausarbeit geteilt wird, dass die Eltern abwechselnd den Einkauf oder das Kochen übernehmen, oder letzteres gemeinsam geschieht, die Kinder zum Kindergarten oder zur Schule bringen und je nach Arbeitsschluss wieder abholen usw. Aber nur Mädchen sehen auch vor, bei den Hausaufgaben der Kinder ihnen zu helfen und bei etwa einem weiteren Drittel ist es für die schreibenden Mädchen ganz selbstverständlich, dass sie, obwohl auch berufstätig, zuständig sind für Kinder und Küche, Hausarbeit und Einkauf.

Und es gibt auch neu die Sehnsucht, nichts als Hausfrau zu sein. „Manchmal grübele ich über mein Leben nach, ob ich in ca. zwei Jahren wieder arbeiten sollte“, wie sie es dem Arbeitgeber versprochen hat und weil sonst auch sechs Jahre Jurastudium umsonst wären. Aber sie ist sehr glücklich im Hausfrauenleben. Der Wunsch kommt einige Male von Heranwachsenden aus der ehemaligen DDR, auch von einer Gymnasiastin, die sich als Hausfrau imaginiert, obwohl oder weil sie zuvor die Hausarbeit abschaffen ließ durch Roboter.

Der Wunsch von Mädchen/jungen Frauen, Hausfrau zu sein, kommt vornehmlich sonst aus den Schichten, deren Leben elementar verunsichert ist, aus der Gruppe von Schülerinnen, deren Wünsche sehr klar und fast holzschnittartig aus drei Dimensionen bestehen: eine gute Arbeit, eine Familie, ein gutes Leben. Es sind dies auch die Schüler und Schülerinnen ohne Lehrstelle, mit fremder Muttersprache, im Wartestand. Sie sind älter als die übrigen: 15 bis 19 Jahre. Die Hausfrauenrealität ist in diesen Fällen schöne Utopie, ebenso wie die gute Arbeit konkret kaum geschrieben werden kann.

„Ich werde Hausfrau und tue alles für meine Kinder und für meinen Mann. Wir werden alle zwei Jahre einen Urlaub machen. Ich brauche kein Geld für mich. Ich möchte ein sehr schönes und glückliches Leben.“

Bei diesen Schülern und Schülerinnen ist Familie auch nicht Kleinfamilie. Es ist die einzige Gruppe, bei der die Familie jedenfalls die Elterngeneration und manchmal auch noch erwachsene Geschwister einschließt und in der Familienstrukturen als Solidarpakte geschrieben sind, in denen man sich wechselseitig hilft und „stolz aufeinander“ ist.

Eine Eigentümlichkeit bei allen Schülern und Schülerinnen ist, dass der Sicherheit, Kinder zu haben, kaum ein Inhalt des Umgangs mit Kindern, des Lebens mit ihnen entspricht. Kinder sind ein Managementproblem. Sie tauchen auf als etwas, das in die Zeitstruktur eingepasst wird und zwar wesentlich in der Form der Entledigung, des Transports an einen anderen Ort. Kinder werden geweckt, sie bekommen Frühstück. Sie werden weggebracht. Später werden sie abgeholt, bekommen Abendbrot, manchmal Mittagessen, sehr selten werden mit ihnen

Hausaufgaben gemacht. Noch seltener wird etwas gespielt, werden Ausflüge gemacht, wird vorgelesen, wird Leben wirklich.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass in vielen Punkten sich für die Mädchen im Verhältnis zur alten Studie kaum verändert hat, während die Jungen ihnen in diese Welt gefolgt zu sein scheinen.

## 7. Beruf und Arbeit

Außer bei den genannten Hausfrauen gibt es in den Zukunftsentwürfen immer Erwerbsarbeit. Hier sind die Fragen von Klasse und Geschlecht am markantesten und zudem nach Schultyp sehr verschieden. Dabei entwerfen sich insbesondere die Nicht-Gymnasiasten durch und durch als Lohnarbeiter. Die angenommene Arbeitszeit übersteigt vielfach zehn Stunden, die Pausen sind kurz und müssen zur Kraftstoffzufuhr – zur Ernährung – ausreichen. Am Abend ist man müde. Dabei versichern fast die Hälfte der Schülerinnen und Schüler, dass sie ein „normales Leben“ führen, dass der beschriebene Tag ganz „normal“ sei, als hätten sie Angst, mit ihren Fantasien Grenzen zu überschreiten, oder als wollten sie beschwören, dass die gedachte Zukunft wirklich wird. Insbesondere in der Schule mit den Jungen und Mädchen ohne Lehrstelle – also mit Migrationshintergrund wird gehofft, dass man in 20 Jahren wohl endlich eine normale gute Arbeit hat, nachdem man eine Ausbildung absolvieren konnte. Die Nennung des Berufes zeigt klare Unterschiede nach Klasse und Geschlecht. Für die Hauptschule gilt für die Mehrzahl der Jungen, dass sie sich keine konkrete Vorstellung machen können, dies in einem Alter, da die Lehrstellensuche schon hinter ihnen liegt. So liest man wie eine hoffnungsvolle Erschöpfung, dass man überhaupt einen Beruf will. Die Resignation geht nicht so weit, dass alles um jeden Preis ergriffen werden will, sondern die Arbeit soll auch Spaß machen, der Beruf soll „gut“ sein und „fest“, einer möchte in „einer Gruppe arbeiten“. Bei den Schülern aus der Warteschule träumen mehrere von einer eigenen Firma im handwerklichen oder Textilbereich, die sie mit Eltern, Verwandten außerhalb von Deutschland – etwa in Tunesien – eröffnen wollen, wenn sie nicht dort als Chefkoch leben.

Dagegen sind in den Gymnasien die Traumberufe als Posten der kulturell führenden Klasse früh verankert. Aber bei den Gymnasien ist nicht nur die klassenmäßige Reproduktion auffällig; hier ist auch am deutlichsten unterscheidbar, welches Geschlecht schreibt. Die Jungen werden Chefprogrammierer bei Bill Gates, erfolgreich in Politik und Wirtschaft oder Forschung. – Lehrer, ein Beruf, der doch allen dauernd vor Augen ist und der etwa zu meiner Schulzeit uns fast alle dazu bewegte, ihn als Berufswunsch anzugeben, wird von den Schülern nur zweimal gewählt, in einer Sonderschule für Kinder mit Lernschwierigkeiten und in einer Gesamtschule, kein Mädchen möchte Lehrerin werden. Die Mädchen besonders in Gymnasien greifen zwar aus auf Berufe, die Ansehen und Geld einbringen, erobern aber in ihrer Fantasie zunächst solche, die auch für Frauen eine längere Tradition haben: Tierärztin; Chirurgin mit eigenem Krankenhaus; Gerichtsmedizinerin; „beliebte Anwältin“, Schauspielerin; Besitzerin eines Reiterhofs (gleich in drei Schultypen), erfolgreiche Modedesignerin (mehrfach) oder Model, erfolgreiche Hotelmanagerin, usw. In den Hauptschulen ergreifen die Jungen durchweg handwerkliche Berufe, die Mädchen denken sich in Dienstleistungen, meist sozialen.

## 8. High-technologie

Im Gymnasium wissen die meisten Jungen um Hightech – es ergreift ihre Fantasie wie ein Videoclip oder etwas zum Herunterladen, wie Starwars. Es gibt im Alltag viele Roboter, die die Hausfrau ersetzen. Einer hat eine „elektronische Putzfrau“, der er beibringt, Betten zu machen und zu putzen. Der Computer macht das Frühstück und grüßt, er unterhält den 17jährigen, sagt ihm, welche Anrufe, welche Post kamen und wie der Tagesplan aussieht.

Später macht der Computer Abendbrot, serviert es, sucht einen guten Film aus. Auch Mädchen träumen Roboter, z.B. „Sandra“, ist freundlich und intelligent, spricht und macht Pläne, erledigt die Hausarbeit, das Bettenmachen, das Kochen, den Einkauf, macht sauber, geht im Park mit dem Hund spazieren, „was sie (die Roboterin) am liebsten tut“, kann selbst, da nicht Mensch, unbegrenzt fernsehen, holt den Sohn vom Kindergarten. In die Darstellung der Roboterin geht soviel detaillierte Fantasie ein, dass die Familie, Mann und Sohn, für die das geschieht, dahinter unbemerkt bleiben, über eine Nennung nicht hinauskommen, außer dass der Sohn ebenfalls einen eigenen Roboter erhält und man gemeinsam beim Chinesen essen geht, wo nur noch Roboter arbeiten; für die Schreiberin selbst wird so der Weg frei, als Verkäuferin zu arbeiten. Der private Besitz eines häuslichen Roboters beschäftigt Mädchen aus verschiedenen Schultypen. „So'n Roboter ist tausendmal besser als ein Mann. Der macht, was man will, geht nicht fremd und ist immer nett, zuvorkommend und höflich. Aber ohne Männer wäre das Leben auch langweilig.“ Die Fantasie heftet sich jetzt an die Punkte, die für die heranwachsenden Mädchen wichtig sind: Was ziehe ich heute an? Dies wird dem Computer überantwortet, der alles zusammenstellt und aus dem Schrank holt. Der Alltag ist so nach Schultypen verschieden, jedoch fast überwältigend auch bei den Mädchen von High-tech bestimmt. Da gibt es Batterien, die ewig halten; Autos, die mit Luft betrieben werden; wegen der schwebenden Autos sind die Straßen abgeschafft; es gibt Menschen auf anderen Planeten; Turboschuhe für die Kinder, dass sie „so schnell laufen wie ein Auto“; es gibt im Park eine automatische Fütterungsstation, die auf Bellen reagiert, die Hunde tragen Halsbänder mit Sensoren, damit man weiß, wo sie sind. Ein Mädchen besitzt eine Anziehduche – also ein Gerät, das ihr das Abtrocknen und Anziehen abnimmt (als Restarbeit bleibt, dass sie sich hineinstellt), und zwei automatische Autos.

In der Berufsarbeit hingegen kennen Mädchen kaum Hochtechnologie. Zugleich entwerfen sich die meisten Mädchen mit zuviel Arbeit, die die Poren des Tages ausfüllt, aber der Beruf, in dem sie Karriere machen, wird durchweg als Teilzeitarbeit erledigt.

Ganz anders sieht der Alltag für die Kinder einer Sonderschule aus, die Lernhilfe brauchen. Es gibt keine Hochtechnologie, dafür viel Familienzärtlichkeit statt Roboter; als Berufe treten Dachdecker auf und Krankenschwestern, kein Fernsehen. Auch in der Warteschule spielen high-tech und Fernsehen keine Rolle.

## 9. Fernsehen

Der in den Diskussionen um Schulreform vernachlässigte aber wichtigste Erzieher der Fantasie der Jugend ist ganz offenbar das Fernsehen. Die Fantasien bei den Mädchen sind in großem Maße von „beliebten“ Fernsehserien bestimmt, in die hinein sich die Schülerinnen entwerfen. Mögen solche Verknüpfungen noch ganz oberflächlich sein, sind sie es doch weniger, wenn sie die Welt der Vorstellungen und Wünsche mehr oder minder vollständig ins Filmische auflösen. (vgl. 31f) – Die Ausmalung des Lebens in 20 Jahren war bei einem Großteil durch eine Art Extrakt oder gleich durch komplette Wiedergaben von Serienfilmen bestimmt. Im Grunde wird alle Energie der Fantasie abgezogen von Gesellschaft und eigenen Taten darin und diesen entlehnten Romanzen zur Verfügung gestellt. So haben in solchen Geschichten die Schülerinnen auch typischerweise keine eignen Gedanken und Gefühle (außer der Tierliebe), kein wirkliches Leben, Geld spielt keine Rolle, kaum Widerstände; und obwohl es Zusammenarbeit gibt, gibt es kaum Kommunikation. – Wenn Jungen sich in Filmisches entwerfen, so wählen sie Science Fiction. Unübersehbar haben die zahlreichen Filme dieser Art Platz im Imaginären, in der Vorstellung von Zukunft eingenommen. Wieder sind es vornehmlich die Jungen aus den Gymnasien, die sich im Metier zuhause wissen und sich davon ganz besetzen lassen. Man könnte kritisch etwas zu der Fantasielosigkeit der abhebenden Fantasie und den entsprechenden Vorlagen in den Filmen sagen, in die Schuljugend ihr geistiges Leben steckt. Was aber am meisten beunruhigt in all den Fällen, in denen Filme die Ausstattung des Imaginären mehr oder

weniger vollständig übernommen haben, ist das Schicksal der sinnlichen Erfahrung von Welt. Es gibt kaum die Grenzen der gewöhnlichen Welt, keinen Schmerz, keinen Genuss, keine Zärtlichkeit, kein Leid, weder Hoffnung noch Hoffnungslosigkeit, die den Vorstellungen Tiefe, Bedeutung und Sinn verleihen. Die Körper sind nicht müde, nicht krank, nicht lustvoll oder lustlos, nicht begehrend, nicht gelangweilt, obwohl sich das geschriebene äußerst langweilig anhört – vielfach.

So ziehen die Jungen gewissermaßen ruchlos in die Welt der Fiktion und malen aus, was ihnen in dieser geborgten Welt einfällt: „Häuser 25 Mal höher als vor 20 Jahren“ und drei aus unterschiedlichen Schulen erträumen eine Kapsel, in die man alles reinstecken kann und mit nach Hause tragen – Autos, z.B., die darin gewaschen und repariert werden. Die wenigen Male, wo Fantasie sich am eigenen Leben stößt, geht es um das Verhältnis zur Schule und zu den Lehrern: beides wird nämlich bei mehreren Gymnasiasten beider Geschlechter abgeschafft und durch einen Computer ersetzt, der wie der Nürnberger Trichter funktioniert. Wobei wiederum von der Gemeinschaft der Lernenden abstrahiert wird und jedes Kind in die Zweisamkeit mit einer Maschine entlassen ist, eine Lösung, die den Sparprogrammen im Bildungssektor willkommen wäre.

## 10. Umwelt und Gesellschaft

Eigentlich nur in der Gesamtschule (22 Schülerinnen und Schüler) wird die Fantasie auch von Sorgen um die Umwelt bestimmt: die Autos fahren weitgehend ohne Benzin und die Handys sind fast unsichtbar; durch Technikentwicklung ist es möglich, alle Arbeit innerhalb des Hauses zu erledigen; die meisten Berufe werden von Computern übernommen. Hinzu kommt Hoffnung auf die Entwicklung der Medizin: es gibt Tabletten gegen AIDS und Krebs, nicht mehr Chemotherapie, und auffällig ist, dass überhaupt die Zukunft der Gesellschaft in den meisten Texten angedacht wird: es gibt keinen „Ressourcenverbrauch“ mehr, weil alles wieder „erneuert“ wird, die Wohnungen sind nicht mehr so voll gestopft, „man kann eine Zigarette immer wieder rauchen“, Naturkatastrophen werden verhindert und alle leben in Frieden und ohne Sorgen; Greenpeace wird unterstützt und die Schulen sind alle Gesamtschulen; es gibt „mehr Wälder und Wiesen“; in Berlin wird es einen weiblichen Bürgermeister geben, „kein Mensch wird mehr an anderen herummeckern und es werden keine Kriege mehr geführt“; in diesem Kontext werden Afghanistan und Palästina genannt; es gibt Hoffnung, „dass die Umwelt sauberer wird“, dass es weniger Armut und weniger Faulheit gebe und alle Menschen freundlich zueinander wären. Einige schreiben Dystopien: das Ozonloch wächst weiter, ebenso die Bevölkerung, es gibt kaum noch Wälder, der Regenwald ist verschwunden, die Tiere sind ausgerottet und Märchen kennt man nur noch von den Urgroßeltern; es wird eine Brutalisierung des gesellschaftlichen Lebens befürchtet; die „Verbrechensrate steigt“, und es gibt Millionen Arbeitslose; Raubüberfälle und jugendliche Randalierer bestimmen die Städte, die durch „Industriegebäude an jeder zweiten Ecke“ verunstaltet sind, die Umwelt ist stark belastet, jeder „wirft seinen Müll überall hin“; die Obdachlosenrate steigt, weil die Mieten immer teurer werden.

In keiner anderen Schule gibt es ein so starkes Bewusstsein von Gesellschaft, nirgends ein so großes Spektrum an Vorstellungen von Zukunft.

## 11. Kritische Pädagogik

Henry Giroux (2002) formuliert für eine kritische Pädagogik so etwas wie Regeln, die wesentlich dahin zielen, die Schüler dazu zu befähigen, die Probleme der Gesellschaft zu erkennen und zugleich die Einsicht vermitteln, dass eingegriffen werden muss. Bildung versteht er als Intervention in Welt. Schulen als demokratische Orte. „Kritische Pädagogik [muss] in programmatischer Weise eine Sprache der Möglichkeiten erforschen, die riskante Gedanken denken kann, sich auf ein Projekt der Hoffnung einlässt und auf einen Punkt des

Horizonts des „Noch nicht“ weist. Eine solche Sprache muss sich nicht auflösen in einer neuen Form von Utopismus; sie ist vielmehr Bedingung für Positionen, sich eine andere Welt vorzustellen und dafür zu kämpfen. [...] Sie ist unverzichtbar, Menschen in Leid und Elend zu erreichen, ihnen nicht nur mit Mitgefühl zu begegnen, sondern politisch – und mit pädagogischen Praktiken, die in der Lage sind, bestehende Erzählungen der Herrschaft in Bilder und konkrete Beispiele einer Zukunft, für die es sich zu kämpfen lohnt, umzugestalten.“ (2002)

Für die Schuljugend der Sternschnuppenstudie scheinen seine Vorschläge zu weit entfernt. Zwar muss man in Rechnung stellen, dass die meisten von ihnen sehr jung sind, im Schnitt unter 15 Jahre alt; jedoch braucht es vermutlich zuallererst eine Wendung, die Welt an sich erfahrbar werden lässt jenseits der künstlichen Imaginationen aus Fernsehen und Comics. Lernen als Tätigkeit zwischen Anpassung und Widerstand; die Schule als Ort, an dem Auseinandersetzung, Sich-Einrichten und Aufbegehren, an denen Demokratie geübt wird – auch solche allgemeinen Vorstellungen einer kritischen Pädagogik hören sich angesichts der Schülertexte illusorisch an. Gibt es überhaupt keine Kritik, fehlendes Einverständnis, Empörung, Rebellion in den Texten?

## 12. Aufbegehren

Tatsächlich werden vereinzelt Stimmen hörbar, die einem allgemeinen Einverständnis zuwider erzählen. Da ist ein Mädchen, die eigentlich auch einen zufriedenen Tag vorlegt, jedoch sind die Begebenheiten so beschrieben, dass sie in allen Nuancen als nonkonformistisch erkennbar werden. Wie bei fast allen beginnt es mit dem Klingeln des Weckers. Er zeigt an, dass sie verschlafen hat. Statt eines Frühstücks greift sie zur „Kippe“. Im Nebenzimmer pennen Freund und Freundin. Es scheint sich um eine WG zu handeln. In der Küche isst schon eine. Sie geht mit einem Kaffee zurück in ihr Zimmer, um die Tochter zu wecken, die ebenfalls verschlafen hat. Eigentlich hätte sie zur Arbeit, die Tochter in die Schule gemusst, sie gehen stattdessen einkaufen. Sie will der Tochter eine unwahre Entschuldigung schreiben. Die Wohnung ist heruntergekommen, dafür zahlt sie keine Miete; die Freundin ist ein Punk und hat keine Arbeit. Die andere Freundin spielt in einer TV-Serie, die sie hasst, hat einen Sohn und ist „Solo“ usw. Der Text liest sich heiter. Seine Unbeschwertheit ist ein Resultat der Befreiung von so vielen Regeln des Gewöhnlichen, wie in den wenigen Ausschnitten möglich waren. Noch ein Mädchen aus dem gleichen Gymnasium schreibt aus einer WG. Diese Familienform scheint immer noch eine Menge widerständige Fantasie vorauszusetzen. Das Eigenartige an diesen Szenen ist nicht, dass sie besonders aufregend wären, sondern dass Normalität gegen den Strich erzählt wird. Ist dies ein Anfang, der kritische Auseinandersetzung möglich macht? – Nicht heiter, sondern im Ton von Abkehr und Aussichtslosigkeit schreibt ein Junge: Es gab noch niemals Urlaub. Der versuchte Aufbruch: er bittet um Urlaub, erbringt „zwei lausige Tage“. Der Schüler endet: „ein stinknormaler Tagebucheintrag“.

Auch bei diesen Nonkonformisten ist der geschlechtstypische Unterschied markant. Während die beiden Mädchen gegen die gewöhnliche Lebensform Familie, gegen Ordnung und Disziplin auch gegen sich selbst verstoßen und dies offensichtlich genießen, scheint für die Jungen die Zukunft vertan, schwer lebbar. Es ist ganz ungewiss, wohin solche Nonkonformität führt, unter den gewöhnlichen Beschreibungen der anderen liest sie sich auch trotz der Düsternis wie ein Moment von Wachheit.

## Zusammenfassung

Was hatten wir von dieser Schuljugend erwartet? Die Ausgangsfragen waren recht bescheiden. Wir wollten wissen, ob die Mädchen im 21. Jahrhundert immer noch in gleicher Weise sich in althergebrachte Frauenschicksale entwerfen, wie sie dies vor mehr als zwei

Jahrzehnten taten; oder ob die in den Medien verkündete Sicherheit stimmte, dass die Mädchen von heute denen von damals in nichts mehr gleichen, und an die Stelle der alten Unterordnung ein allgemeiner selbstverständlicher Aufbruch getreten sei. Und natürlich wollten wir auch wissen, wie die Bilder, die die Schüler beiderlei Geschlechts von ihrer Zukunft entwerfen, tatsächlich aussehen. Beunruhigt waren wir auch durch zunehmenden Rechtsextremismus in den Schulen und über die durch globalisiertes Fernsehen für alle sichtbare allgemeine Zunahme an Katastrophen, Kriegen, Armut und Hunger, und fragten uns, wie dieses die Jugendlichen von heute verändert.

Man kann dies im Einzelnen im Buch nachlesen. An dieser Stelle nur wenige, eher plakative Sätze. Das Auffälligste und Beunruhigendste ist die allgemeine Passivität der Jugendlichen. Geschlechtsunabhängig imaginierten sie ihre Zukunft als etwas, das ihnen zustößt, auf das sie selbst keinen Einfluss haben, geschweige denn es selbst gestalten. Eine Hauptschülerin schreibt: „Aber wenn man bedenkt, dass sich die Welt so verändert hat, merkt man, dass man keinen Einfluss darauf hat, wie seine Zukunft wird und dass man es nicht kontrollieren kann. Es kommt, wie es kommt oder kommen soll.“

Insgesamt haben sich die gesellschaftlichen Möglichkeiten von Frauen in den letzten 20 Jahren durchaus verbreitert und vervielfacht. Trotzdem fällt bei der Lektüre der Aufsätze der Mädchen auf, dass sie über weite Strecken die gesellschaftlich gültigen Vorstellungen einer „richtigen“ oder „guten“ Frau übernehmen, die schon vor mindestens einem viertel Jahrhundert galten. Dies zeigt sich u.a. in der weiter privat gedachten Kinderbetreuung in imaginierten Ehen oder Partnerschaften bei gleichzeitiger Einschränkung weiblicher beruflicher Karriere. Wesentlich – insbesondere für die Schüler und Schülerinnen aus den Gymnasien – ist der Besitz. Dieser konzentriert auch die Entwürfe von Zukunft ins Private, zieht die Energie aus der Welt und fixiert auf Konsum. Es gibt kein Projekt, schon gar kein gemeinsames. Eigentümlicherweise gibt es auch kaum Kulturelles bis auf einige wenige Konzertbesuche oder der Besuch eines Theaterstücks. Dabei ist noch als Nachtrag zu berichten, dass eine Reihe von Themen, die von früheren Schülergenerationen überliefert sind, nicht vorkamen: keine Esoterik, keine Sekten, kein Faschismus, kein Rassismus. Was jedoch fast durchgängig fehlt, ist eine Vorstellung von Zukunft, die eine Überwindung von Herrschaft einschließt, also eine Zukunft, für die es sich zu kämpfen lohnt. Es fehlt die Benennung der Widersprüche zwischen dem erlebten notwendig konfliktreichen Alltag und der imaginierten harmonischen Zukunft.

Man hätte erwartet, dass sich die Schüler und Schülerinnen mit der Welt ihrer Eltern auseinandersetzen, sich manchmal anpassen, häufiger in Widerstand gehen, kurz, das „ganz Andere“ für sich wollen. Das Merkwürdige in den vorliegenden Texten ist, dass diese Welt kaum vorkommt. So lässt sich vorläufig diagnostizieren, dass die Kulturen der Eltern und die ihrer Kinder einander nicht wirklich kennen, dass also die Vermittlung von Welt von einer Generation zur nächsten nicht mehr stattfindet.

Wenn die Welt im Großen vorkommt, so ist sie merkwürdig abgespalten von der individuellen Erfahrung der Schülerinnen und Schüler, als hätte etwa das Wissen um Arbeitslosigkeit oder Armut nichts mit der je individuell imaginierten Zukunft zu tun. Diese Spaltung zu überwinden und die wechselseitige Verschränkung von alltäglichem Leben und gesellschaftlicher Reproduktion sichtbar zu machen, ist eine wesentliche Aufgabe für die Zukunft, dies sowohl für Eltern als auch für Lehrpersonen. Die Schule wäre so als Ort eines gemeinsamen sozialen Projektes zu denken, welches Gesellschaft auch als Ort der Gerechtigkeit aufscheinen lässt und die Möglichkeit aufzeigt, die Gestaltung des Lebens gemeinsam mit anderen anzugehen, die Gesellschaftlichkeit der eigenen Existenz zu erkennen und sie so auszurichten, dass sie „lebenswert“ ist. Das Herstellen dieser Kollektivität, die die Einzelnen in die Gewissheit entlässt, dass sie ihr Leben nicht allein sondern mit anderen gestalten müssen, wäre eine zentrale Anforderung an die Schule.

Dabei tritt in den Diskussionen um die Krise der Schule der wesentliche „Erzieher“ der nachwachsenden Generation, das Fernsehen, nicht in Erscheinung. Wo die Schüler und Schülerinnen weitgehend künstliche Erfahrungen zu machen scheinen oder diese zumindest so nachdrücklich sind, dass sie die Ziele, zu denen man aufbrechen möchte, bestimmen, bleiben reformierte Curricula und sich abmühende Lehrer und Lehrerinnen weitgehend ohnmächtig.

Zukünftig sich planen, denken, gestalten, muss als dringende Aufgabe in den Lehrplan. Das Utopische denken üben – (frei nach Bloch) aufspüren diesen Ort, den jeder will, in dem noch niemand war, der manchmal aufscheint: Heimat. Dabei wird ein solches pädagogisches Projekt ansetzen müssen an den Stärken der Schuljugend, die in den Thesen bislang kaum aufschienen, die gleichwohl verschüttet in den Meinungen und Alltäglichkeiten spürbar sind. Es ist dies eine Gewissheit, dass das Leben für die meisten als gut und lohnenswert erfahren wird und dass sie die Fähigkeit besitzen, dies zu schreiben. Diese Kraft selbst mit Leben zu füllen, das Erkennen, wer man ist, zu fördern, dies scheint die paradox klingende pädagogische Aufgabe.

Die Fantasien der Schuljugend zu lesen, fiel uns nicht leicht. Wir mussten daher unsere Urteile ständig kritisch überprüfen und so die Texte immer wieder studieren. Sie erschreckten uns wegen ihrer freudigen Einwilligung in privaten Zeitvertreib, in die Planung eines Lebens, das in der Erledigung kleiner Aufgaben und Konsumakte den Tag ausfüllt.

Auf der Suche, ob nicht doch auch etwas Unverhofftes, etwas Poetisches, ein Sprung in eine Welt, in der zu leben Glück ist, auffindbar wäre, lasen wir dieses:

„Am Abend sind alle Lichter der Stadt aus den schwebenden Laternen aus. Manchmal kann man vereinzelt eine Sternschnuppe sehen.“ Und nüchtern eine Schülerin aus der Schule mit den nicht „beschulbaren“:

„Der Vater meiner Tochter Laura ist abgehauen und kann uns gestohlen bleiben.“